



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

Bäuerliche Sippenfunde und Sippenpflege in der Mark Brandenburg

Von Carl Schramm

Alte und neue märkische Hof- und Sippenzeichen

Hans- und Hofmarken in der Mark Brandenburg

Auch das Bauerntum in der Mark Brandenburg hat ursprünglich Hof- und Sippenzeichen geführt, wie dies vom niedersächsischen Bauerntum bekannt ist. Die besondere Entwicklung des märkischen Bauerntums — aber vor allem in rechtlicher Beziehung — hat schon früh zu einem fast völligen Aufgeben dieser Hof- und Sippenzeichen geführt. Interessant ist in dieser Hinsicht die schon oft gemachte Beobachtung, daß der Verfall im Herzen der Mark Brandenburg schon sehr früh beginnt, während er in den Grenzgebieten — vor allem in der Niederlausitz — verhältnismäßig spät eintritt.

Was haben nun die Hof- und Sippenzeichen für eine Bedeutung gehabt? Sie sind gewissermaßen das Siegel einer Sippe gewesen, mit denen dieselbe ihr Eigentum kennzeichnete und Verträge „unterschrieb“. Unsere Haus- und Hofmarken sind aus dem uralten Brauch der Runen heraus entstanden. Deswegen begnügen wir in den meisten Hofmarken auch den alten Runenzeichen, einzelnen oder in Verbindung mit anderen. Sie wurden erstmalig für den Odalshof eines Geschlechtes angewandt und blieben das Zeichen des Hofs und seines Geschlechtes durch Generationen hindurch. So bald ein jüngerer Sohn auf einen fremden Hof heiratete, nahm er das Zeichen des anderen Hofs, dessen Aufgabe am Odal er nun weiter trug, an. Gründete jedoch der jüngere Sohn einen neuen Hof, so nahm er das alte Sippenzeichen mit einer geringfügigen Erweiterung als Hof- und Sippenzeichen seiner neuen Blutslinie mit.

Solche Haus- und Hofmarken sind uns bekannt aus den Kreisen Ost- und Westerberg sowie aus der Niederlausitz. Es mag auch in anderen Kreisen der Mark Brandenburg noch solche Haus- und Hofmarken geben, denn alle sind uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Es gibt auch ähnliche Zeichen mit gleichem Sinn in unseren märkischen Fischerdörfern. Auch diese Zeichen können wir als Haus- oder Hof-Marken ansehen, wenn auch ihr Aussehen verrät, daß sie erst viel später entstanden sind und nur in einzelnen Fällen auf die alten Runen zurückgreifen; denn die meisten dieser Zeichen gleichen den römischen Zahlen und sind nur kerbähnlich. Solche Zeichen gibt es z. B. in Dünow,

Kreis Angermünde. In den meisten Dörfern der Mark Brandenburg aber ist dieser Brauch der Haus- und Hofmarken durch die frühere völlige Abhängigkeit und Untertänigkeit schon frühzeitig verschüttet worden und hat sich nur dort gehalten, wo er stärker war, stärker sein mußte: in den Grenzgebieten, wo der Kampf um das Bestehen des Deutschtums am schärfsten geführt wurde. Immer wieder werden wir feststellen müssen, daß das Bewußtsein des deutschen Volkstums und das Festhalten an dem alten Brauchtum dort am stärksten ist, wo es am ehesten gefährdet ist und im heftigsten Kampfe steht.

Schwindelwappen

Vor etwas über hundert Jahren, also etwa um 1820 herum, entstand eine Scheinblüte alter Stammes- und Geschlechtsbewußtseins. Und wie es überall Runen des Schlachtfeldes gibt, so auch hier: Es taten sich sogenannte „Wappensabriken“ auf und versorgten eine ganze Anzahl bürgerlicher und bäuerlicher Familien mit „ihrem alten Wappen“. Die meisten unserer märkischen Bauern wissen über Herkunft und Bedeutung „ihres“ Wappens nichts. Oft ist nur bekannt, daß es schon der Großvater oder gar der Urgroßvater geführt hat. Man kann aber rechtzeitig ein Wappen nur dann führen, wenn man den Nachweis erbringt, daß man zu dem Geschlecht, dem das Wappen gehört, auch gehört. Die Prüfung eines sogenannten alten Wappens erfordert also umfangreiche Kenntnisse in der Sippenfunde und zudem ein großes Maß von Sorgfalt und Verantwortungsbewußtsein. Beides fehlte aber diesen Fabrikanten. Ihnen kam es nur darauf an, recht viele „neu“ aufgefundene uralte „Familienwappen“ zu hohem Preise zu verkaufen. So legte man z. B. verschiedenen Bauern Wappen von adeligen Geschlechtern ähnlichen Namens vor. Derartige Wappenannahmen und Wappenführungen aber sind unmöglich, einmal, weil das Wappen als Eigentum eines bestimmten Geschlechtes gesetzlich geschützt ist und sein unerlaubter und irreführender Gebrauch strafbar ist, zum andern aber auch, weil unser Bauer genau so gut ein Eigenzeichen führen kann wie jedes adelige oder bürgerliche Geschlecht auch. Denn das Wappen ist ein Zeichen gemeinsamen Blutes und gemeinsamer Ehre. Und beides ist bei unserem märkischen Bauer nicht schlechter als beim märkischen Adel oder beim märkischen Bürgeramt!

Auch die Führung eines Wappens gehört zur Sippenfunde und zur Sippenpflege. Jeder

märkische Bauer sollte seinen Stolz darin setzen, boldmöglich seinen Wappenantrag bei der Landesbauernschaft zu stellen. Denn die Ausarbeitung eines für ihn zutreffenden Wappens ist Aufgabe des Reichsnährstandes. In den Jahren 1937 und 1938 sind in der Mark Brandenburg insgesamt rund 30 neu geschaffene Bauerwappen angenommen worden. Mit mehreren Schwindelwappen konnte aufgeräumt werden, und weitere Anträge auf Neuschaffung eines bäuerlichen Wappens liegen zur Zeit bei der Landesbauernschaft vor. Kosten entstehen dem Antragsteller nicht. Das neu geschaffene Bauerwappen muß aber auch wirklich geführt werden und darf nicht als bloßes Schaustück in der „guten Stube“ hängen.

Selbstverständlich unterscheidet sich die bäuerliche Wappenfunde auch von der bisherigen Heraldik. Unbäuerliche Beigaben wie Helm

Erntetag

Mit Schwalben hängt der Himmel voll,
Das Feld wird laut von Geißelschlag,
Die Grille eisert hitzoll,
die Sense blitzt. Es ist ihr Tag.

Wie eine große Hummel brummt
die Dreschmaschine irgendwo,
und immergleichen Walzer summt
sie unermüdlich, dumpf und froh.

Die vollen Wagen schwanken heim,
dran schankeln fröhlich Kind und Frau,
sie singen einen hellen Reim
und singen groß im Himmelblau.

Georg Schwarz

und Decke fallen fort. Das bäuerliche Wappen besteht lediglich aus dem Schild und dem Zeichen, z. B. das Wappen des Geschlechts Salzwedel auf Soldwedels Hof: auf silbernem Grunde vier gekreuzte Sensenlängen in Rot und zwei blaue Sterne (ausgeweitete Hagelkörner). Dazu erhält der Bauer den Wappenspruch: Eine Notklinge, eine Chrlinge, eine Wehrklinge, eine Behrklinge. Ein Wappen muß sinngemäß geschaffen werden, das heißt: es muß beim Bauern Bezug nehmen auf den

Namen oder den Hof, auf die Geschichte des Geschlechtes oder sonstwelchen Besonderheiten aus Hof und Geschlecht. Ein Wappen ist in keinem Fall ein Oelgemälde. Das Zeichen soll einfach sein und kein Zeichen, das schon von hundert und tausend anderen geführt wird.

Es soll also möglichst einmalig sein. Und wenn es seine Aufgabe ganz erfüllt, dann bindet es alle Angehörigen eines Geschlechtes an die Heimat des Blutes und untereinander, dann ist es wirklich das Zeichen gemeinsamen Blutes und gemeinsamer Ehre.

manchmal mit recht bissigem Humor, wenn nämlich die Neulinge und seine Beamten ihm die Sache gar zu schwer machen (Louisa, Ceylon, Samoa, Sumatra usw.). Kurz, unsere Mark hat allerlei Blut in sich aufgenommen und verarbeitet; und mit dem Ergebnis, glaube ich, können wir ganz zufrieden sein.

Es entsteht die Frage nach dem Wert der artiger Forschungen und Forschungsergebnisse. Falsch ist es zu sagen, daß diese Dinge nur ein begrenztes Interesse für einzelne Geschlechter haben.

Die Einzelforschung bringt uns eben nur Mosaiksteinchen, und erst, wenn wir die vielen tausend Steinchen zu einem großen Bild zusammensetzen, gewinnen wir die Ansicht und Einsicht, die zur letzten großen Aburteilung des Wissens und Erkennens führt. Sieht so die Geschichts- und Bevölkerungswissenschaft einen großen Gewinn aus den Ergebnissen der Einzelforschung, so das einzelne Geschlecht nicht minder. Denn Sippentunde ist eine der grobstädtigsten Erziehungs-aufgaben, die je einem Volle gestellt worden sind. Sich selbst nicht mehr außerhalb aller Bindungen fühlend, wieder das Bewußtsein zu haben, Glied in langer Kette zu sein, bringt ganz von allein das Gefühl einer besonderen Verpflichtung hervor. Wer sich aber den Ahnen erst einmal verpflichtet fühlt, wird seine ganze Kraft und seinen ganzen Stolz darein setzen, die Erwartungen, die er von sich selber hegt, auf keinen Fall zu enttäuschen. Seinen Kindern schon in frühester Jugend Kunde von den Vorfahren zu geben, ist das sicherste Mittel, sie ahnenstolz zu machen und sie unmerklich mit ihrem jungen Gewissen in die lange Kette hineinzustellen, in der sie auch einmal schöpferisch tätig sein sollen. Und sein Werk am Odal — Hege des Hofs und des Blutes — der einst mit Stolz und Auftriebheit in die Hand des Nächsten im Blute legen zu können gewährt eine selten tiefe Befriedigung. Ein solcher Bauer kann sich voll stolzer Zuversicht zu seinen Vätern versammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Herkunft märkischer Bauerngeschlechter

Wert der Heimatsforschung

Um Anfang aller Sippensforschung steht aus ganz natürlichen Gründen die Frage nach der engeren Heimat der Vorfahren. Jemand wie fühlt auch der fernste Nachkomme der alten Stammsheimat sich verpflichtet. So ist auch der Drang, gerade in der Stammlinie recht weit zurückzukommen, um den Ursprung des Geschlechtes zu ermitteln, zu erklären. Wohl dem, der diese Frage lösen kann! Denn in den meisten Fällen werden sich auf diesem Forscherwege unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten einstellen, bis eines Tages die Kraft erlahmt und die Frage für lange Reiter unbeantwortet bleibt. Nicht nur im Froscher selbst, sondern auch in seinen Kindern und Kindeskindern greift eine Enttäuschung und Unbefriedigung Platz, die die sich bis zur Qual steigern kann: irgendwie fühlen die Nachkommen sich heimatlos, wurzellos und meinen, ein überflüssiges Blatt am großen Baume zu sein.

Nicht ganz einfach, wiederum aber auch nicht allzu schwer ist die Frage nach der Herkunft der märkischen Bauerngeschlechter zu beantworten. Wir wissen, daß schon die Sachsenkriege unter dem Franken Kaiser Karl zu einer bäuerlichen Wanderung und Umsiedlung einzelner Stämme im niedersächsischen Bauernland Veranlassung waren. Späterere Naturereignisse, wie z. B. der Einbruch des Meeres im Nordwesten der Niederlande (Bildung der Zuidersee), führten ebenfalls Wanderzüge nach dem Landesinnern mit der Hauptrichtung nach Osten herbei. Dazu kam die regelmäßige ansteigende Vermehrung der Bevölkerung und die damit verbundene Verknappung des bäuerlichen Bodens; kaum ein jüngerer Sohn konnte in der Nähe der alten Heimat einen Neubauernhof gründen. So entwickelte sich eine dauernde Bewegung der bäuerlichen Bevölkerung in Niedersachsen, die schon sehr bald über die Elb-Saale-Grenze hinausgriff und auf altem germanischem Boden wieder deutsches Bauerntum ansiedelte, ohne der Schwierigkeiten und Schäden zu antun, die das dort vorhandene geringe Slatument den Siedlern zufügen konnte.

Die Grenzkriege der ersten deutschen Kaiser mit den slawischen Stämmen östlich der Elbe mußten zum großen Teil geführt werden, um das dort schon anfängliche deutsche Bauerntum vor gänzlicher Vernichtung zu schützen. Und immer wieder klang das Lied auf: „Gut Ostland wollen wir rüden!“ Noch ist die Einzelforschung nicht so weit gediehen, daß wir die Siedlungszüge unserer bäuerlichen Vorfahren Schritt für Schritt hätten erforschen können; aber das neue Gebiet der Dorfnamensforschung ist schon eine wertvolle Vorarbeit für diese gewaltige Aufgabe. Ein Beispiel nur dafür: die Altmark dürfte zwischen 1000 und 1100 das Sammelbecken für das nach Osten drängende deutsche Bauerntum gewesen sein. Es war dazumal die letzte Etappe vor der alten Reichsgrenze. In ihrem nördlichen Teil finden wir Dorfnamen wie Gottberg, Werder, Walsleben, Rathslaben, Storbeck usw. Folgen wir der Karte genau waagerecht nach Osten, so finden wir eben diese Namen dicht beieinander auch im Kreise Ruppiner wieder, und noch weiter östlich begegnen wir denselben Dorfnamen auf der Grenze zwischen Pommern und der Neumark, nur mit dem Unterschied, daß die Dörfer hier in langer Kette verteilt sind.

Ist diese Dorfnamensforschung auch noch mit Vorsicht zu betreiben, so wird sie doch zum großen Teil unterstützt durch die Forschung nach den ältesten Bauernnamen in

diesen Dörfern. Namen wie Keding, Degebrod, Deter, Tiedemann, Krognann usw. weisen ganz eindeutig nach niedersächsischer Heimat, und Namen wie Duderstadt sind so eindeutig niederländisch, daß über die Herkunft der alten Geschlechter kaum ein Zweifel bestehen kann. Und diese Siedlungslien können wir nicht nur aufstellen für die eben genannten Kreise der Altmark — Ruppiner — Neumark, sondern wir können sie verfolgen auch weiter südlich und werden auch weitere Wanderlinien im Laufe der Zeit feststellen.

Die Mark Brandenburg ist aber auch zu fast allen Seiten ein aufnahmefähiger Kolonisationsboden gewesen. Bald nach dem Dreißigjährigen Kriege, nämlich 1685, wurden in verschiedenen Teilen der Mark Brandenburg französische Flüchtlinge angesiedelt, z. B. in Ruppiner in den Orten Kagar, Braunsberg, Linow, im Kreise Prenzlau in Fahnenwalde usw. Wenige Jahre später kam ein kleiner Strom neuen Bauernwillens aus der Schweiz; diese Leute sind nicht aus religiösen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen aus der alten Heimat ausgezogen und haben sich hier in der Mark eine neue Heimat geschaffen. Holländer, Pfälzer und Dänen kamen bald nach 1700 ebenfalls in die Mark (Neuholland, Pfalzheim, Königshorst, Lobeckfeld)! Diese ganze Kolonisationsarbeit stand meist unter der Leitung der hohenzollerschen Fürsten; Friedrich Wilhelm I. war mehr ein Bauer als ein Soldatenkönig: „Menschen erachtet vor den größten Reichtum!“ Und sein großer Sohn setzte das große Werk seines Vaters fort, wenn auch

Märkische Landschaft — Märkische Kunst

Bon Dr. Oskar Karpa

Besteht überhaupt eine Wechselwirkung zwischen dem Charakter einer Landschaft und dem ihrer Kunst? Wird die Kunst nicht vielmehr von dem Stammesmähigen, vom Erbe des Blutes her bestimmt? Gewiß, die Rasse ist ein entscheidender Faktor für das Wesen der Kunst, und kaum mehr als auf diesem Gebiet geistiger Leistung hebt sich die Eigenart eines Volkes gegen die eines anderen ab. Es seien nur Raffael und Dürer als Gegenpole germanischen und romanischen Kunstmöglichens genannt. Und sicher auch darf innerhalb einer großen Volksgemeinschaft der Einfluß des Stammes nicht unterschätzt — aber auch nicht überschätzt werden. Das Gemeinsame der Rasse eint über die Stammesverschiedenheiten hinweg alle Einzelleistungen zu einem Gesamtbild völkischer Kultur, und der Niedersächse Hans Brüggemann ist nicht weniger deutsch als der Franke Veit Stoß. Aber innerhalb dieser großen Einheit hat doch fraglos die jeweilige Landschaftsform nicht nur den Stammescharakter, sondern auch das optische und seelische Blickfeld ihrer Bewohner entscheidend mit beeinflußt. In diesem Sinne besteht auch eine innere Wechselwirkung zwischen Landschaft und Kunst, und infofern kann man von einer märkischen Kunst sprechen, wie man bisher nur von einer bayrischen, fränkischen oder rheinischen Kunstslandschaft sprach.

Was vielen anderen Landschaften Deutschlands oft einen dramatisch bewegten Charakter verleiht: die Vertikale, die steile Höhe, das fehlt in der märkischen Landschaft. Ihre Linien sind weich und weit geschwungen, für-

gen sich der horizontalen Grundhaltung ein. Die märkische Landschaft ist undramatisch, ihr Antlitz wird von der Fläche bestimmt. Ihr Rhythmus schwingt weit und unmerklich, die Gliederung ist sparsam.

So auch ist die märkische Kunst — es sei hier nur von der Malkunst gesprochen — in ihrer Gesamtheit: gemessen und ruhig, ohne Pathos oder dramatisch gesteigertes Hell-Dunkel, Licht und Schluß in der Farbgebung. Maler wie Hagemeyer und Brendel oder der Altmeister Lippsius sind kennzeichnend für diese künstlerische Grundhaltung. Auch eine gewisse Hartnäigkeit, mit der um die Darstellung des unverhohlen Sachlichen gerungen wird, charakterisiert die märkische Kunst, eine Hartnäigkeit, vergleichbar derjenigen, mit welcher der Landmann dem kargen Boden der Heimat die Frucht abzuringen trachtet.

Das Temperament brandenburgischer Kunst ist verhalten, gemessen an den Kunstdauerkungen anderer Gau. Nicht mit dem Eosen der Gebirgsbäche Oberbayerns, nicht mit der Wucht des Rhein- oder Donaustromes braust es daher wie in den Bildwerken jener Landschaften; wie die breiten Ströme unseres Flachlandes in gemessener Kraft und mit leisem Rerrinnen am Flachufer dahinziehen, so auch klingt es leis auf in der märkischen Kunst und erfüllt das Bild mit still schwingender Ruhe. Wiederum seien Brendel genannt und Hagemeyer, aber auch die Lautsinger Maler Blechen und Krüger. Bisweilen jedoch, da strahlt es wider aus den Bildern, stark in der Farbe,

leuchtend im Licht. Es ist der Glanz unserer Havelseen, der auf ihnen dargestellt ist, in all ihrer Pracht, mit blankem Spiegel unter sommerlicher Himmelsblau. Wer sie kennt, diese Landschaft, der weiß, daß es auf der Welt nichts Heiter-Festlicheres gibt als diese Seenpracht. Und das sind dann auch die stärksten, farbigsten Töne, die das märkische Landschaftsbild — typisch insbesondere für die junge Kunst im Westen und Norden der Provinz — anschlägt. Aber selbst hier fehlt jenes dramatische, oft erregende Neuerungsmoment, wie wir es aus anderen Kunstgebieten kennen. Angesichts dieser Seen-Landschaft begreift man auch, daß nur aus ihr heraus und in ihr die heiter-festlichste Architektur, die Europa kennt, und zugleich die bescheidenste unter ihnen, entstehen konnte — Sanssouci. Hier haben wir den Gleichlang von Landschaft und Kunst in reinster, vollendet Form.

Andere Seen aber liegen wie dunkle Augen im Antlitz der märkischen Erde, schlummernd in tiefer Verschlossenheit und Verschwiegenheit. In abgrundtiefem Ernst rufen sie in uns ein Ahnen-wach von geheimnisvollen Mächten und Kräften, denen wir verbunden sind in Leben und Tod. Wir alle kennen die Bilder von Leistikow, in denen das geheimnisvolle Weben und Leben dieser märkischen Waldseen (nicht immer frei von Sentimentalität) zum künstlerischen Erlebnis gestaltet ist, wie überhaupt — wollen wir es nun wahr haben oder nicht — vielfach das märkische Genre- und Landschaftsbild nicht frei von sentimentalem Hauch ist. Aber schämen wir Märker uns dessen nicht! Schließlich tragen auch wir unseren eigenen Machtstab in uns, und wer ein echter Sohn Brandenburgs ist, weiß auch diesen Klang heimatlichen Gemütswertes richtig zu deuten. Denn oft genug verbirgt der Märker seine Scheu vor Neuherfung echter Gefühle hinter Grobheit oder — Sentimentalität. Gerade Karl Blechen, der in der sanftesten Schwermut der Spreewaldlandschaft Aufgewachsene, zieht sich in seinen gleichsam „privaten“ Studien immer wieder in die Welt geheimnisvoller erfüllter Sentimentalität zurück. Viel der im Cottbuser Museum pietätvoll bewahrten Bilder beweisen es. Selbst in den Bildern Schinkel's — des größten Künstlers der Mark — fällt es bisweilen schwer zu entscheiden, wo der Geist der Romantik aufhört und der heimliche Hang zum Sentimentalen beginnt. Freilich ist damit das ganze Wesen dieses Künstlers nicht annähernd umrisse. Die viel umstrittene, philosophisch verbrämte „heile Tempel- und Lichtkunst“ eines Fidus kann in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden.

Wer in der Mark Brandenburg kennt oder nennst noch den vor einigen Jahren in hohem Alter verstorbener Maler Karl Hagemann, der in Werder a. d. Havel geboren ist, dort gelebt hat und starb? Neben Blechen und Schinkel wohl der größte Maler der Mark. Wer unter seinen Landsleuten weiß es, daß Deutschlands größte Sammlung neuzeitlicher Kunst, die Nationalgalerie zu Berlin, eine repräsentative Schau seiner Werke besitzt, daß alle führenden Galerien Deutschlands, es seien nur Hamburg, Düsseldorf, München, Breslau genannt, stolz sind auf den Besitz von Werken seiner Hand, und daß vor zwei Jahrzehnten der preußische Staat fast sämtliche Räume der Nationalgalerie für eine Ehrenaustellung dieses Künstlers aus Anlaß seines 75jährigen Geburtstages hergab? Während jener Ausstellung (die zu besuchen er sich nicht bewegenlassen wollte) besuchte ich ihn, der auf alle ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten der Wohlhabenheit verzichtete, in seinem bescheidenen Häuschen in Werder. Als ich mich mit ihm über seine Kunst unterhielt, sagte er: „Wenn Sie Märker sind, werden Sie mich verstehen. Wenn ich morgens aus dem Hause trete, ist meine erste Frage: „Wie ist das Wetter?“ und sehen Sie, so male ich auch.“ Die Landschaft war

für ihn gleichsam nur der Anknüpfungspunkt für das Bild, den eigentlichen Inhalt aber machte der unendlich feine Stimmungs-Hauch aus, der über der Landschaft und damit auch über der Seele des Künstlers lag. Für ihn — und darin ist Hagemann der Prototyp des märkischen Künstlers — liegt der Reichtum der göttlichen Schöpfung in seinem engsten Heimatbezirk ebenso beschlossen wie für andere in der Vielfalt der weiten Welt. Und wie die märkische Landschaft keine grohartigen Einfälle, keine pathetisch-

dramatischen Geländeformen kennt, so kennt auch die märkische Kunst nicht die laute oder geistreiche (oft auch geistvolle) Sprache des Effektes. Wie die Landschaft in der Stille ihrer Wirkung, in dem feinen Reiz ihrer Tagesstimmung oder in der idyllisch-tragischen Intimität zu uns spricht, so auch die märkische Kunst in ihrer spröd verhaltenen Innigkeit.

Landschaft und Kunst sind, auch in der Mark Brandenburg, nicht voneinander zu trennen!

Die „Entreprise“ Rößwiese

Was man unter einer „Entreprise“ im Bruch verstand

Um die Jahreswende 1773 zu 1774 hatte der bekannte Kolonialator des Warthe- und Neubruchs, der Geheime Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat Franz Walther Schönberg v. Brenkenhoff, Landbesitz im Warthebruch erworben, und zwar in Kernein. Von hier aus erwarb er Rößwiese, dem er die Rechte und Freiheiten eines Ritterguts zusprechen ließ. Der Magistrat von Landsberg, zu dessen Kammerbesitz der Grund und Boden gehörte, überließ ihm „aus besonderer Gesälligkeit für seine Person“ die Rechtsprechung und das Patronat dagegen mit allen übrigen „Regalien“ (rechtlichen Zuständigkeiten), indem er sich selbst nur die Zinserehebung, den Mühlengang und die Kruggerechtsame vorbehält. Im Jahre 1779 wurde die Neugründung Rößwiese, da der neue Besitzer Kapital auf dem Grundstück aufnehmen wollte, in dem Hypothekenbuch der Stadt gestrichen und in das der neumärkischen Landschaft zu Küstrin eingetragen. In den damaligen Akten wird Rößwiese bald als Rittergut, bald als Erbgut angibt aufgeführt.

Woher stammte die Verpflichtung des Besitzers von Rößwiese, an die Stadt Landsberg einen bestimmten Zins zu zahlen? Rößwiese war eine sogenannte „Entreprise“! Über eine solche lesen wir in dem Werk von Neuhaus: „Die friderizianische Kolonisation im Warthe- und Neubruch“ u. a. Folgendes: Das „Entreprise“-System war eine „Ausartung“ der von König Friedrich d. Gr. bei der Kolonisation der bei den Brüder geplanten Kolonisten-Ansehung. Zu einer solchen „Ausartung“ aber kam es, und mußte es kommen, da sich nicht eine genügende Anzahl von selbständigen, d. h. mit dem notwendigen Kapital versehenen Ansiedlern für die vielen Lauten von Hektaren fand, die zur Kultivierung und Ansiedlung bestimmt waren. Da hat man sich dann dazu verstehten müssen, Leuten „von Kopf, Geld und Unternehmungsgeist“ ein mehr oder minder großes Areal gegen einen verhältnismäßig geringen Grundzins zu überlassen, unter der Verpflichtung, nun ihrerseits für die Ansiedlung einer vorher bestimmten Zahl von Kolonisten zu sorgen, also gewissermaßen „Asterzinsleute“ auf der „Entreprise“ anzusehen, denen gegenüber die Grundherrschaft weder Rechte noch Pflichten übernahm. Letztere hatte es nur mit den Inhabern der „Entreprise“ zu tun. Dieses Verhältnis hat sich mit der Zeit auch in Bezug auf die „Entreprise“-Herrn gelockert. Schließlich ist das einzige Band zwischen jenen und der Ersten nur noch die ursprüngliche Abmachung zwischen beiden, der sogenannte „Kanon“ gewesen. In etwa, aber selten, hat der Staat ein Aufsichtsrecht über die „Entreprise“ ausgeübt. „Entreprise“ gab es sowohl auf dem staatlichen, wie auf dem städtischen Bruchbesitz und dem des Johanniter-Ordens, der bekanntlich in Sonnenburg seinen Sitz hatte. Besonders zahlreich waren die „Entreprise“ der Stadt Landsberg. Der Besitz der Stadt im Warthebruch umfaßte ca. 22 000 Morgen. Der Magistrat mußte aber zu dem Mittel der „Entreprise“ greifen, um die Zinsen für das vom König für die Meliorationen vorge-

schossene Kapital aufzubringen. Zu einer solchen „Entreprise“ gehört eben auch Rößwiese.

Über die Schöpfung Brenkenhoffs: Rößwiese, lesen wir in einem Verzeichnis des Landbesitzes der Stadt Landsberg („Norm corpus bonorum“), daß ein Amtsverwalter aus dem Anhaltinischen namens Meyer — Brenkenhoff selber stammte aus dem Dessauischen — im Jahre 1774 1067 nutzbare Morgen, teils Bruch, teils Wiese, unweit der Stadt als „Entreprise“ mit der Bedingung, auf ihnen 22 Kolonisten anzusiedeln, übernommen habe. Der gesamte Grund und Boden umfaßte

1. Die sogenannte „Rößwiese“, welche bis dahin vom Vorwerk Altenzorge genutzt worden war = 110 Morgen 50 Quadratruten,

2. alte von Culam abgetretene Wiesen = 490 Morgen 122 Quadratruten,

3. wüstes Bruch = 527 Morgen 69 Quadratruten, insgesamt 1067 Morgen 67 Quadratruten.

Da der Wirtschaftshof auf der alten Rößwiese errichtet wurde, so erhielt die Kolonie deren Namen. Diese Besitzung ist dann von dem genannten Meyer an den Geh. Rat von Brenkenhoff und dessen Erben abgetreten worden.

Rößwiese ward von Brenkenhoff völlig ausgebaut. Es wurde ein Wohnhaus mit zwei Stockwerken errichtet, ein Garten an der Straße angelegt, Ställe und Scheunen erbaut und das ganze Grundstück ummauert. Über die Verhältnisse zwischen Rößwiese und Landsberg, sowie über die verschiedenartigen Lebensbedingungen der Kolonisten, deren Abgabe, Frei Jahre und andere sie betreffende Bestimmungen gehen wir hinweg, da sie schon wegen ihres vielfach sich überschneidenden und darum nicht recht klaren Inhalts sich in diese kurz gefaßte Darlegung nicht gut einfügen. Jedenfalls war es ein recht gutes Geschäft, welches Brenkenhoff mit Rößwiese gemacht hatte. Außerdem war er der Mann dazu, aus dem Boden herauszuholen, was herauszuholen war, ohne dabei seine „Asterzinsleute“ arg zu drücken. Es wurde seiner Zeit rühmlich hervorgehoben, daß in Rößwiese die „Entreprise“-Kolonisten günstiger gestellt waren, als irgendwo sonst im Warthebruch. Zu mäßigen Handdiensten, allerdings wie z. B. zur Unterhaltung des Walls, waren sie verpflichtet.

Siebzehn Jahre hat Brenkenhoff auf Rößwiese gewirtschaftet. Als mit seinem Tode der Zusammenbruch seines Vermögens eintrat, teilte Rößwiese samt dem „Lehnschuldenge richt“ in Kernein das Schicksal seiner anderen Güter. Es wurde seguestriert, schließlich verkauft. Nachdem dieser unfreudliche Zustand mehrere Jahre gedauert hatte, kaufte König Friedrich Wilhelm II. zugleich mit den anderen Brenkenhoffschen Gütern in der Neumark: Lichtenow, Breitenwerder und Hohen-Karzig auch Rößwiese am 14. Juli 1784. Der König hat diese Güter dann später der Frau seines Kämmerers Ritz, seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau geb. Enke, geschenkt, der es zu verdanken gewesen ist, daß die Erben des berühmten Kolonialators aus ihrem Elend herauskamen.

Die Totenschänke

Was sich im Dreißigjährigen Kriege in der Waldeinsamkeit an der Landsberg-Soldiner Kreisgrenze ereignete

Die Geschichte, die nachstehend erzählt wird, hat sich während des Dreißigjährigen Krieges unweit des Marwitzer Mühlensieches dort, wo heute die Kunststraße von Beiersdorf nach Schöneberg die Landsberg-Soldiner Kreisgrenze schneidet, zugetragen. Dasselbst lag früher mitten im wilben Forst ein einsamer „Krug“, den man später die „Totenschänke“ hieß. Heute findet man von ihr nichts mehr, es sei denn, daß hin und wieder im Sicherinnern der umwohnenden Bevölkerung alte Mären auftauchen von grausigen Ereignissen, die sich in und um ihr zugetragen haben sollen.

Es war besagter „Krug“ während des Dreißigjährigen Krieges entstanden und zur Tränkestelle für durchziehende Heerestruppen, sei es der Kaiserlichen, geworden, deren Anwesenheit in der Neumark, wie in der ganzen übrigen Mark Brandenburg soviel entsetzliches Elend über diese gebracht hat. Erst war an der Stelle, wo dieser „Krug“ stand, keine Gaststätte gewesen, als aber die Kriegsfürste damals auch unsere engere Heimat heimsuchten, kam ein landfremder wüster Geselle auf den Gedanken, dort eine „Tränkestelle“ zu errichten, denn er faltuherte ganz richtig, daß die Soldateska in ihr nicht nur den Durst ihrer Gaukler, sondern auch ihren eigenen Löschen würden, was ihm guten Verdienst brachte. Also, wie gesagt, jener Mensch, dessen Name nicht überliefert ist, baute sich daselbst ein Blockhaus,stattete es wohnlich aus und verfaßte es mit Getränken und sonstigen lebenswichtigen Dingen, die er in Landsberg erstanden hatte. Auch baute er einen Brunnen mit einem geräumigen Trog davor und harrte nun der Kundenschaft, die dann auch nicht lange auf sich warten ließ. Solche Schänken hat es derzeit in der Mark Brandenburg mehrere gegeben. Th. Fontane, der gründliche Kenner unserer heimatlichen Provinz, weiß in seinen „Wanderungen durch Sachsen und Brandenburg“ von mehreren solcher Soldaten-Gaststätten zu berichten.

Wie es in wilden Kriegszeiten früher zu geschehen pflegte, fand sich auch in genanntem „Krug“ allerhand fahrendes loses Weibervolk ein, denn auch dieses Gefinde erhoffte von den dort durchziehenden Kriegsleuten guten Gewinn, zumal der „Krüger“ des öfteren umherziehende Musikanter, nicht minder durchgedrehte Gesellen wie ihre weiblichen Kumpane, annahm, die zu lustigem Tanz auffpielen mußten. Da geschah es, daß, als einmal schwedische Reiter vom Heere des Feldmarschalls Banér von Pommern her durch die Neumark nach Böhmen ziehen wollten, um sich dort mit den Truppen des schwedischen Generals Graf v. Königsmarck zu vereinigen. Unter den in der Schänke anwesenden Weibern fiel eine noch jugendliche, rank und schlank gewachsene Dirne auf, von deren ebenmäßigem Antlitz trotz der Spuren der Verwüstung doch noch ein Schimmer einstiger Schönheit herstrahlte. Was Wunder, daß ein sich gerade in der Gaststube aufhaltendes Pidett Banér'scher Dragoner vom blauen Regiment von Tegernseck ein Auge auf das Mädchen warf, und da war es ein junger schneidiger Wachtmeister, der nicht von ihrer Seite wick und keinen Tanz mit ihr ausließ. Auch die Dirne hatte offenbar Gefallen an dem schmucken Reitersmann gefunden, denn ihre Augen folgten ihm unverwandt.

Plötzlich tauchte in der Gesellschaft, die sich in der Schänke befand, ein kleines Männchen auf, das gar sonderbar anzuschauen war. Zu seinem kleinen Körper gehörte ein unverhältnismäßig großer Kopf mit einer halbnase und einem spitz und schroff herwachsenden Kinn. An seiner

Stirn zeigten sich zwei kleine beulenartige Erhöhungen. Die Augen des seltsamen Unbekannten, von dem niemand wußte, wie und von wo er gekommen war, glühten in einem phosphoreszierenden Licht, und es schien so, als ob der unheimliche Mensch, dessen Füße in langen Schnabelschuhen steckten, etwaslahmte. Kurz und gut, das Männchen forderte das schöne Mädchen zum Tanze auf, aber es lehnte die Einladung mit einem verächtlichen Blick ab und hing alsbald wieder in den Armen ihres Dragoners, der es wild an sich preßte, wobei die Dirne ihm verlangte in die Augen blickte. Als der Tanz beendet war, wandte sich der Fremde an ihren Tänzer mit der Bitte, doch auf seine Tänzerin einzuwirken, daß sie wenigstens einmal mit ihm tanzen möge — einen anderen Wunsch habe er nicht. Der Schwede jedoch lehnte schroff ab. Darauf sagte der Kleine mit einer unheimlichen Stimme: „Noch ist sie dein, bald ist sie mein!“ Und wie der Dragoner zusprang und ihm für die freche Antwort einen gehörigen Denkzettel Da geschah etwas Unerwartetes. Draußen erhob sich ein wildes Getümme,

Schreie und Waffenklirren mischten sich mit Pferdegetrappel und Schlässe fielen. Die Tür zur Schänke wurde aufgerissen, kaiserliche Truppen drangen ein, und es erhob sich drinnen wie draußen ein Schlachterummel. Da die Schweden, unbefugt um einen Überraschungshieb, ihre Waffen abgelegt hatten, war jeder Widerstand nutzlos, und sie wurden sämtlich niedergemacht. Das Haus wurde angezündet und brannte vollkommen nieder. Von allen denen aber, die sich sonst noch in ihm vergnügt hatten, war niemand mehr vorhanden, auch die schöne Dirne, das Draußenherumliebchen, nicht. Sie war wohl mit den anderen Weibern während des Getümmeles unbemerkt entkommen. Die Leiche des Krugs wirts ist indessen gefunden worden.

Die Schänke wurde nicht mehr aufgebaut; Nach dem Vorgefallenen fand sich bei greiflicherweise kein „Interessent“ mehr. Nur eine schwarze Stelle im Forst, auf der nur dürres und spärliches Gras wächst, zeigt den Platz an, auf dem einst sich das blutige Geschehen abspielte. Es ging aber das Gespräch, der Leibhaftige wäre das kleine Männer gewesen, der aus Nache für seine Abweisung die in der Verfolgung der Schweden begriffenen Kaiserlichen in diesen abseits der Heerstraße liegenden verschwiegenden Winkel geführt habe. Seitdem sprach man in dortiger Gegend und spricht wohl auch zuweilen noch heute von der „Totenschänke“ nördlich des Marwitzer Mühlensieches.

Des großen Königs letzter Aufenthalt in der östlichen Neumark

Friedrich der Große, wie alljährlich, eine Truppenrevue ab; dieses Mal reiste der König am 1. Juni von Potsdam ab und nahm zuerst in Küstrin Quartier. In seiner Begleitung befanden sich der General v. Rohdig und der Geh. Rat Schütz. Der Privatsekretär des verstorbenen Kolonialators des Warthe- und Nezebruch Franz Balthasar Schönb erg von Brenkenhoff, der bei Friedrich in letzte Ungnade gefallen war, dieser Privatsekretär namens Linde schreibt in seinem Tagebuch über diese Inspektionsreise: „In Küstrin hielt sich der König nicht lange auf. Am 2. Juni war er schon in Stargard i. B. Dort suchte ich, der ich von Breitenwerder (bei Friedeberg), wo ich mich bei der Witwe Brenkenhoffs aufhielt, den Geh. Rat Schütz auf, um mit ihm Rücksprache behufs einer Zusammenkunft der Frau Geheim-Kammerer mit dem Monarchen zu nehmen, damit deren Bos etwas erleichtert würde. Schütz antwortete verlegen ausweichend. In Stargard sah ich die Kavallerie durchmarschieren und den König in einem schwerfälligen Kutschenwagen ankommen. Am 3. Juni ritt ich hinaus in die Richtung auf den Madun-See zu, wo die Parade der Kavallerie stattfand. Nachdem — weil es stark regnete und der König die Infanterie nicht defilieren ließ, wahrscheinlich zur Schonung der Montierungen — lehrte ich um 9 Uhr wieder in die Stadt zurück.“ Wends fuhr Friedrich über Arnswalde auf der alten nach Ostpreußen führenden Straße in die neue Provinz Westpreußen. Er hielt sich dort jedoch nicht lange auf, denn schon am 11. Juni befand er sich wieder auf der Rückreise. In der Umgebung des Monarchen befand sich jetzt auch der Thronfolger, der Prinz von Preußen und später König Friedrich Wilhelm II., den die Witwe Brenkenhoffs auf der Reise durch das Nezebruch gerne gesehen und in ihrer Sache gesprochen hätte. Aber der König ließ seinen Neffen scharf überwachen, so daß er es nicht wagte, sich ihr zu nähern. Sie hatte es aber doch unternommen, dem Prinzen beim Weinberg in der Nähe von Alt-Karbe zu begegnen, als er die Straße nach Landsberg passierte. Dem Sekretär Linde glückte es auch,

Friedrich Wilhelm anzusprechen und ihm zu sagen, daß die Frau Geheim-Kammerer gehofft hätte, Se. Kgl. Hoheit „ihre Untertänigkeit zu beweisen.“ Der Thronfolger indessen erwiderte nur: „Ich bedaure. Mein Kompliment!“

„Am 12. Juni früh 5 Uhr“, so schreibt Linde in seinem Tagebuch weiter, „fuhren wir, die Frau Geheim-Kammerer und ich, nach der auf Landsberg zu führenden Straße, um den König, der dort vorbeikommen sollte, zu sehen und vielleicht zu sprechen. Aber wir waren noch nicht am Stallmeister-Damm, als uns der Weingärtner mit der Nachricht begegnete, daß der König, der die Nacht in Driesen zugebracht habe, schon vor einer Stunde vorbeigekommen sei.“ Und in der Tat hatte Friedrich bei Driesen in seinem Neuwagen Nachtruhe gehalten. Der Name „Stallmeister-Damm“ rührte von einem Stallmeister v. Bergen her, einem Verwandten von Brenkenhoffs erster Frau.

In Landsberg nahm König Friedrich nur einen kurzen Aufenthalt, obwohl er auch die in der Stadt und in der Umgegend liegenden Truppen hatte besichtigen wollen. Sein körperlicher Zustand ließ, wohl infolge der bisherigen anstrengenden Reise, weder zu wünschen übrig, und so beschloß er, schleunigst nach seinem geliebten Sanssouci zurückzufahren. Erwähnt sei nur noch, daß in Groß-Lübben am Königlichen Wagen ein Achsenbruch sich ereignete und der Monarch dieserhalb wohl über eine längere Zeit beim dortigen Geistlichen Aufenthalt nahm, bis daß der Schaden behoben war.

Diese Anwesenheit des Großen Friedrich in der östlichen Neumark war seine letzte. Im Herbst desselben Jahres ging er noch zu den großen Manövern nach Schlesien, hat dann aber Potsdam noch kaum verlassen. Am 17. August 1786 starb er. Sein Nachfolger wurde Friedrich Wilhelm II., desselbe, dem die Witwe Brenkenhoffs am Weinberg bei Alt-Karbe „ihre Untertänigkeit“ hatte beweisen wollen.